

## Zum Geleit

Originaldokument  
© Verlag C.H.Beck

Lieber Leser,

ich kenne Sie als das unbekannte Wesen, das gerne liest. Und ich vermute, dass Sie nicht wissen, weshalb. Es gibt Menschen, die lieben es, spazieren zu gehen oder bergzuwandern, und wenn man sie fragt, warum sie spazieren gehen oder bergwandern, dann wissen sie keine rechte Antwort. Sie könnten zwar sagen: Ich liebe die frische Luft oder die schöne Aussicht, aber sie ahnen, dass die Antwort nicht ganz stimmt. Denn sie gehen auch bei Wind und Regen, bei Nebel und Frost. Sie gehen, weil sie gerne gehen. Und andere lesen, weil sie gerne lesen. Für solche Leser habe ich dieses Buch geschrieben.

Wer viel liest, der wird bald merken, dass das Lesen dem Wandern gleicht. Es gibt Augenblicke, da wird man müde und fühlt sich enttäuscht, man steht vor einer Wand und kommt nicht weiter. Auf einmal ist der Nebel so dicht, dass man den Weg nicht mehr sieht. Ein Führer wäre jetzt gut oder eine genaue Karte. Aufgeben aber, nach Hause gehen, das wollen Sie auch nicht. Sie lassen sich nicht so leicht beirren. Andererseits: Hier scheint es wirklich nicht weiterzugehen.

Als Leser wissen Sie, dass manche Bücher wie ferne Gipfel sind. Viel hat man von ihnen gehört. Manchmal sieht man sie durch die Wolken leuchten. Aber man kommt nicht hin, sie sind zu weit, zu hoch. Das stimmt, und es stimmt auch nicht. Ausdauer kommt durch

Übung, und Übung bringt Erfahrung. Zuweilen muss man nur genauer hingucken, und schon zeigt sich der Ausweg. Nicht alles ist so hoch, wie es scheint. Auch sind die Erfahrungen, die andere Leser auf diesem Weg schon gemacht haben, zuweilen nützlich. Sie können Ihnen allerlei Tipps und Hinweise geben. Ob Sie ihnen folgen, ist Ihre Sache. Selbst gehen müssen Sie ohnehin. Aber Sie wollen ja gehen, möchten ja lesen.

Für Sie also habe ich dieses Buch geschrieben – nicht für den Kenner und nicht für den Profi, nicht für den Germanisten und nicht für den Bibliothekar, erst recht nicht für den Leser von Bedienungsanleitungen, Statistiken und Lehrbüchern. Dieser Leser weiß, was er sucht. Sie aber wollen nicht suchen, sondern finden. Sie gehen in einen Roman hinein wie in ein fremdes Land. Um Romane soll es im Folgenden hauptsächlich gehen, um erzählende Literatur und um die besten Wege dorthin. Den einen und einzigen Weg gibt es nicht, denn letztlich geht jeder Leser einen anderen. Aber wenn man für eine Lese-wanderung schlecht vorbereitet ist, wird man nicht weit kommen. Dieses Buch soll Ihnen helfen, besser gerüstet zu sein. Es wird Ihnen von meiner Leseerfahrung berichten (und von der anderer Leser), damit Sie daraus Nutzen ziehen können.

Es war immer die Aufgabe von Forschungsreisenden, ihrer Mitwelt Bericht zu erstatten, damit andere den gefährvollen Weg unter geringeren Gefahren nachgehen könnten. Nein, ich vergleiche mich nicht mit John Franklin, der die Nordwestpassage gesucht und dem Sten Nadolny in seinem Roman «Die Entdeckung der Langsamkeit» (1983) ein schönes Denkmal gesetzt hat. John Franklin und seine Mannschaft sind 1847/48 im Eis um-

gekommen, sie haben eine benutzbare Passage leider nicht gefunden. Lesen, zum Glück, ist weniger gefährlich. Aber gänzlich ohne Risiko ist es auch nicht. Es kann sein, dass Sie anders aus einem Buch herauskommen, als Sie hineingegangen sind. Das ist der Reiz der Sache.

Damit Sie keine falschen Erwartungen hegen: Dieses Buch enthält keinen Kanon der verbindlichen Texte. Es handelt sich auch nicht um eine Literaturgeschichte. An einer bunten Mischung von Beispielen will ich Ihnen zeigen, was Literatur ist, wie literarische Texte verfahren, was sie auszeichnet und was sie mit uns machen, wenn wir sie lesen. Das beginnt, zeitlich gesehen, bei Wolfram von Eschenbach und Laurence Sterne, es endet bei Günter Grass und Juli Zeh; und geografisch gesehen reicht es von Mario Vargas Llosa bis zu Iwan Gontscharow, von Virginia Woolf bis Italo Calvino und kehrt immer wieder zurück zur deutschen (deutschsprachigen) Literatur.

Liebe Leserin,  
ich hoffe, Sie fühlen sich in meiner Anrede eingeschlossen. Ich hoffe, Sie gehören nicht zu jenen, die jeder Bezeichnung dieses seltsame «-in» angefügt sehen wollen, als ob das grammatische Geschlecht identisch wäre mit dem biologischen. Ich könnte natürlich immer LeserIn schreiben, wie es behördliche Regelungen vorsehen, aber das käme mir komisch vor. Sowieso ist klar, dass die meisten Romanleser Romanleserinnen sind, das kann jeder Buchhändler bestätigen. Wobei wiederum die meisten Buchhändler Buchhändlerinnen sind.



## Erstes Kapitel

### Über die Lust und das Laster des Lesens

Originaldokument  
© Verlag C.H.Beck

Die Frage, warum wir lesen, ist weder leicht zu beantworten noch unerheblich. Die Antwort gibt nämlich Auskunft über das Wesen der Literatur. Sie gibt Hinweise darauf, weshalb der eine Romane schreibt und der andere sie liest. Beides ist ja nicht selbstverständlich und kann durchaus mühsam sein. Es versteht sich auch nicht von selbst, dass die so genannte schöne Literatur in unserer Welt ein so hohes Ansehen genießt, dass zum Beispiel die Frankfurter Buchmesse ein Ereignis ist, dem Bundeskanzler und Minister beiwohnen, und dass etwa die Vergabe des Literaturnobelpreises eine Nachricht ist, die selbstverständlich in der «Tagesschau» gemeldet wird. Auch scheint es erklärungsbedürftig, weshalb die Öffentlichkeit (jedenfalls in den meisten europäischen Ländern) dazu neigt, im Schriftsteller eine moralische Instanz zu sehen, deren Rat und Meinung in strittigen Fragen von Bedeutung sind.

Warum also lesen wir Romane? Um uns zu zerstreuen, zu unterhalten, zu amüsieren, wäre eine probate Antwort. Das glaube ich nicht. Wenn das unser einziges Ziel wäre, würden wir fernsehen oder ins Kino gehen oder, wenn wir gesellig sein sollten, ins Café, in eine Diskothek oder auf den Sportplatz. Gut, lautet eine andere Antwort, wir lesen, um etwas zu lernen, über andere Länder, andere Sitten, andere Zeiten. Auch das glaube ich nicht. Um an

solche Informationen zu kommen, wäre es doch besser, Geschichtsbücher, Biografien und Reiseberichte zu lesen.

Romanen, das ist hinlänglich bekannt, kann man nicht trauen. Im Englischen gehören sie zur Abteilung *fiction*. Fiktion heißt: Jemand hat sich das ausgedacht. Ob es wahr und zutreffend ist, ob es mit der historischen Wirklichkeit übereinstimmt, das wissen wir zumeist nicht. Es kann sein, oder auch nicht. Was Herman Melville in seinem Roman «Moby-Dick» (1851) über die Technik und Ökonomie des Walfangs erzählt, ist verbürgt durch eigene Erfahrung und durch sein Studium walkundlicher Werke. Aber können wir aus Hölderlins «Hyperion» (1799) wirklich etwas über die Griechen und ihren Freiheitskampf erfahren? Wir lernen etwas über das Griechenlandbild der Deutschen, über Hölderlins Enthusiasmus für die Ideale der Französischen Revolution und seine Verzweiflung über die deutschen Zustände. Aber um diese Begriffe und Sachverhalte zu verstehen, müssen wir nicht «Hyperion» lesen, dafür genügt eine gute Literaturgeschichte.

Warum also? Meine Antwort lautet: Eskapismus. Darunter versteht das Lexikon die Flucht vor der Wirklichkeit in eine Scheinwelt. «Escape from Alcatraz» heißt ein berühmter Film von Don Siegel (1979). Clint Eastwood, der Held, ist auf der Gefängnisinsel Alcatraz eingesperrt. Sie besteht eigentlich nur aus einem gewaltigen Felsbrocken, der mitten in der Bucht von San Francisco liegt. Von hier zu fliehen, gilt als aussichtslos. Natürlich, sonst hätte der Film nichts zu erzählen, gelingt dem Helden die Flucht.

Es ist wohl so, dass wir den Alltag und die Wiederkehr des Gleichen gelegentlich, vielleicht auch sehr oft als ein Gefängnis empfinden, aus dem wir in das Reich der Vorstellungen, der Fantasien und der Tagträume entfliehen.

Die meisten Menschen tun das, ohne sich dessen immer bewusst zu sein. Ich behaupte nun, dass dieses Fluchtbedürfnis Hauptantrieb der Leseleidenschaft ist. Literatur zu schreiben und zu lesen ist eine hoch entwickelte Form des Eskapismus. Schauen wir uns das folgende, 1980 geschriebene Gedicht von Hans Magnus Enzensberger an:

### **Der Fliegende Robert**

Eskapismus, ruft ihr mir zu,  
vorwurfsvoll.  
Was denn sonst, antworte ich,  
bei diesem Sauwetter! –,  
spanne den Regenschirm auf  
und erhebe mich in die Lüfte.  
Von euch aus gesehen,  
werde ich immer kleiner und kleiner,  
bis ich verschwunden bin.  
Ich hinterlasse nichts weiter  
als eine Legende,  
mit der ihr Neidhammel,  
wenn es draußen stürmt,  
euern Kindern in den Ohren liegt,  
damit sie euch nicht davonfliegen.

Im «Struwelpeter», dem legendären Kinderbuch des Frankfurter Arztes Heinrich Hoffmann (1845), wagt sich der kleine Robert, allen Warnungen zum Trotz, bei Regen und Sturm hinaus ins Freie. Er trägt, was kleine Jungen eigentlich selten tun, einen Regenschirm. Der Sturm packt ihn, und der Junge verschwindet als der «Fliegende Robert» im Himmel. Darauf bezieht sich Enzensberger, und er dreht die Nutzenanwendung des Lehrstücks in ihr

Gegenteil. Die Zurückgebliebenen sind nur «Neidhammel», und Robert wagt aus freien Stücken den Flug. Es ist der Flug ins Reich der Fantasie, und den Vorwurf des Eskapismus erheben nur diejenigen, die feige und einfalllos genug sind, um am heimischen Herd zu verharren.

Wer also das Gefühl haben sollte, Eskapismus sei etwas Verächtliches und Flucht eigentlich eine Schande, den belehrt Enzensbergers Gedicht, dass man es auch umgekehrt sehen kann. Diese Sichtweise hat den Vorzug, dass sie der literarischen Lektüre keinen vordergründigen Nutzen unterstellt. Der könnte allenfalls in einer Steigerung der Lese- und Sprachfähigkeit bestehen, und das wäre ja nicht wenig. Aber auch hier gilt, dass man diesen Effekt ebenso gut durch die Lektüre von Sachbüchern erreichen könnte. Worin der eigentliche Gewinn des Lesens von Romanen liegt, das werden wir im Verlauf dieses Buches noch sehen. Zunächst gilt die Wahrnehmung, dass man beim Lesen im Buch verschwindet wie der Fliegende Robert im Himmel.